

## **IST DER KULT DES «FREIEN MARKTES» GÖTZENDIENST?**

### **EINFÜHRUNG: DAS WESEN DES GÖTZENDIENSTES**

Im Zeitalter der «Ethikkommissionen», da Ethik als der domestizierte Ableger der Moral erscheint, dazu bestimmt, zeitgeistige und wirtschaftliche Ziele salamtaktisch so zu portionieren, daß sie vor moralischer Ablehnung bewahrt bleiben, ist es notwendig, sich auf die Mitte christlicher Ethik zu besinnen. Das erste Gebot des mosaischen Gesetzes (Ex. 20, 3-5) deckt sich mit der grundlegenden Forderung der Apokalypse (20, 4): es ist das Verbot des Götzendienstes – ein Verbot, das keinerlei pragmatische Einschränkung duldet.

Wie die Apokalypse und ähnlich Paulus (Phil. 3, 19) zeigen, geht es hierbei nicht nur um den Kult materieller Götzenbilder, sondern allgemein um den Dienst an einer – persönlichen oder unpersönlichen – übernatürlichen Macht, die nicht die Macht Gottes ist. Dem Buch der Weisheit nach ist es das Wesen des Götzendienstes, daß die Götzen von Menschen erdacht sind (14, 12-14 – «epínoia eidólou») und daß aus ihm Böses erwächst und er auf Böses zielt (14, 27: «pantòs archè kakoû kai aitía kai péras estín»). Darum ist, wo es um Götzendienst geht, zu fragen, ob das Tun und Glauben sich an der Wahrheit ausrichtet und ob es zu Bösem führt.

### **EINLEITUNG: DER KULT DES FREIEN MARKTES**

Kult des Marktes bedeutet Bekenntnis zur wirtschaftsliberalen Mythologie und Ideologie und demgemäßes Handeln. Soll nun dieser Kult beurteilt werden, so geht es nicht eigentlich um die Frage nach wirtschaftlich nutzbringendem Handeln – Fragen danach müssen allerdings

besprochen werden, um zu erkennen, ob wirtschaftliche Argumente pragmatisch begründet sind oder aber nur ideologisch.

## I. DIE FRAGE NACH DER WAHRHEIT

### DIE MYTHEN

Der Urmythos des Wirtschaftsliberalismus ist der «Markt», der, solange nicht staatlich reguliert oder durch ein Monopol oder Preisabsprachen gestört, nach Angebot und Nachfrage den Preis von selbst regelt.

Zwar sind Angebot und Nachfrage in der Tat von Bedeutung. Der freie «Markt» jedoch, in dem sie ungestört allein alles bestimmen, ist eine Erfindung, eine «epínoia», der angelsächsischen Aufklärung, keineswegs eine historische Realität: im damaligen Europa spielten Gilden und Zünfte dabei eine gewichtige Rolle; und auf den Märkten wohl aller Kulturen sind Preisabsprachen oder –konventionen die Regel. Die moderne Erfahrung zeigt, daß sie nur mit beträchtlichem administrativem Aufwand einigermaßen in Schranken zu halten sind. Pragmatisch mag dieser Aufwand begründet sein (Ludwig Erhards «soziale Marktwirtschaft» hat ja besser funktioniert als die staatlichen Preisregulierungen von Diocletian bis zu Franco); aber er unterscheidet sich von anderen staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft nicht etwa dadurch, daß er eine Art Naturzustand wiederherstellte. Und daß angemessene Löhne – Preise für die Arbeit – nicht von selbst durch den Markt entstehen, sondern Gewerkschaften dabei eine wichtige Funktion haben, wird recht allgemein zugestanden.

Daran schließt sich der Mythos der «unsichtbaren Hand» an, die diesem «Markt» seit Adam Smith zugeschrieben wird, die letzten Endes alles in der Wirtschaft zum Guten führe. Konkurrenz, Wettbewerb und «freies Spiel der Kräfte» seien ihre wirkmächtigen Faktoren.

In Wirklichkeit aber versagt der Freie Markt ständig. Es beginnt im Kleinen: im täglichen Leben ist es in der real existierenden Marktwirtschaft oft schwer, auch nur ungemahlenes Korn, unfiletтиerte Fische in

der Kleinstadt zu bekommen oder Schuhe, deren Form der des menschlichen Fußes entspricht.

Freilich dürfte es in jeder Wirtschaftsordnung schwierig sein, gute Ware in den Verkauf zu bringen, wenn Mode oder Mehrheitsgeschmack dagegenstehen. In diesem Fall ist es dem Markt nicht vorzuwerfen, daß er es nicht «regelt». Nur: er «regelt es» eben nicht. Gelegentlich allerdings noch funktioniert es doch, so etwa im Buchhandel, wo gute Verlage gute Literatur mitfinanzieren durch die Erträge populärer Bücher. Das aber wird von wirtschaftsliberaler Seite bekämpft: die bewährte Buchpreisbindung mußte eingeschränkt werden; und mit dem wunderlichen Begriff der «Quersubventionierung» wird das Ganze in Mißkredit zu bringen versucht (mit der gleichen Logik könnte man es als «Quersubventionierung» ablehnen, wenn jemand durch seine Berufsarbeit sein Privatleben finanziert).

Der Markt greift keineswegs ein, wenn die Industrie die Qualität ihrer Ware senkt. Mein Vater, Schneider von Beruf, hat immer eine letzte Reserve von Vorkriegsgarn aufbewahrt, weil er Garn dieser Güte im Handel nicht mehr bekommen konnte.

Viel schlimmer ist das Versagen des Marktprinzip beim Arbeits- und Wohnungsmarkt: dem Freien Markt gelingt es in keiner Weise, allen Arbeit, allen eine bezahlbare Wohnung zu vermitteln; auch mit den Zuschüssen des «sozialen Wohnungsbaus» schafft man es nicht, die Obdachlosigkeit zu beseitigen.

Die wirtschaftsliberale Waffe, der «unsichtbaren Hand» freie Hand zu schaffen, sind «Liberalisierung», «Deregulierung» und «Privatisierung» (LDP). Die großen Privatisierungsmaßnahmen haben allerdings in der Regel Namen mit der Endung «-krise» erhalten: die US-amerikanische Sparkassenkrise, die kalifornische Stromkrise, die britische Bahnkrise. Das liberale US-amerikanische Krankenversicherungssystem ist viel weniger effektiv als das deutsche und erst recht als manches skandinavische, aber dabei kaum billiger.

Im Zeitalter der wirtschaftlichen Liberalisierung steigt das Bruttosozialprodukt fast von Jahr zu Jahr. Aber der Lebensstandard sinkt: materiell für die ärmsten Schichten der Bevölkerung in vielen Ländern, namentlich in den USA; hierzulande hat das mit den «Sozialreformen» ebenfalls begonnen. Die Lebensqualität sinkt darüber hinaus durch die Sorge um den Arbeitsplatz oder den Betrieb (die einheimische Pleitewelle!), durch die Einschränkung des persönlichen Lebens infolge der geforderten «Mobilität» und «Flexibilität», also der Lebensübergabe an den Markt.

## DAS MENSCHENBILD

Ideologischer Kern des Wirtschaftsliberalismus ist ein Menschenbild, dem zufolge sich nur materieller Gewinn lohne. In der Tat gibt es Menschen, die so denken; aber die meisten Menschen haben Ziele, die über das bloße Einkommen hinausgehen, sie wollen etwas leisten – man denke an die weitverbreitete Bereitschaft zu ehrenamtlicher Arbeit (etwa E&E-Essais zu schreiben). Daher auch die fixe Idee der Wirtschaftsliberalen falsch, kein Arbeitsloser nähme Arbeit an, wenn er durch Sozialleistungen annähernd so viel an Geld erhielte wie durch Arbeit.

Sonst wäre die Arbeitslosigkeit ja ein wenig bedeutendes Problem: offensichtlich stellt doch unsere Wirtschaft ohne Hilfe dieser Arbeitslosen genug für alle her; man braucht offensichtlich mehr Konsumenten als Produzenten und «Dienstleister». Also läge es dann nahe, freiwilligen Arbeitslosen die Sozialleistungen zu gewähren, die sie brauchen, um ihre notwendige Funktion als Konsumenten auszuüben, ohne einen sinnlosen Umweg über überschüssige Produktion oder «Dienstleistungen» zu machen.

Und – à propos der Privatisierungsideologie – Menschen mit Zielen, die über materiellen Gewinn hinausgehen, gibt es in öffentliche Institutionen nicht minder als in privaten. Freilich sind staatliche Einrichtungen oft durch Bürokratie und Parteienfeudalismus gehemmt; aber ebenso neigen private Unternehmen zu Verwaltungswasserköpfen (von einem privatisierten Krankenhaus erfuhr ich, überall werde eingespart; nur die höheren Verwaltungsetagen werden zügig ausgebaut); und sie werden durch BWL-Fetischismus ge- und enthemmt.

Also ist die Idee falsch, Wettbewerb sei notwendige Voraussetzung guter Leistungen und Privatunternehmen leisteten daher a priori mehr als staatliche. An Menschen, die ihr Bestes tun, mangelt es auch dort nicht, wo kein Wettbewerb es erfordert. Es mangelt nicht an öffentlichen Einrichtungen, die, keinem Wettbewerb unterworfen, mehr und Besseres leisten als private Unternehmen.

Ich habe Einrichtungen erlebt – Schulen, Beratungsstellen –, in denen um der Menschen willen man sich mehr engagiert hat, als Wettbewerb es hätte erzwingen können. Daß kirchliche Pflegeeinrichtungen mehr leisteten, seit es private Konkurrenz gibt, wird wohl niemand behaupten.

Oft wird aus Wettbewerb im Gegenteil ein Preisdruck, der den Preis geringfügig, die Leistung aber wesentlich senkt: die Qualität wird ver-

ringert – man denke an jene Agrarfabriken, die Nahrungsmittel und Nahrungsmittelskandale im Übermaß produzieren –, die Produktion rationalisiert, Geschäftsstellen abgebaut – man denke an Postfilialen, Bahnhöfe und neuerdings auch Bankfilialen. Geringeren Preisen entsprechen also weniger Beschäftigte: die geringeren Preise werden also erkaufte durch die Not der einen – der Arbeitslosen – und die zunehmenden Sorgen der anderen um ihren Arbeitsplatz.

Wettbewerb ist nur förderlich, wo es kein anderes Motiv für Leistungen gibt. Die Ostblockstaaten haben ja da, wo sie ein wirkliches Interesse hatten, Ansehnliches geleistet: im Geheimdienst- und Geheimpolizeiwesen, in der Rüstung. Sie versagten nur da, wo ihrer Bonzokratie das eigentliche Interesse fehlte: bei der Versorgung der Bevölkerung – die fiel den Gegebenheiten des Parteifeudalismus zum Opfer.

## **TÄUSCHUNG**

Wenn nun der Mythos des Freien Marktes nicht stimmt, so stellt sich die Frage, ob der Glaube an ihn einfach ein Irrtum ist – so wie der Glaube, daß man von den Sternen das Schicksal ablesen könne – oder aber eine beabsichtigte Täuschung.

Viele Zahlen werden präsentiert, die die Überlegenheit des wirtschaftsliberalen Systems dokumentieren sollen. In den favorisierten Ländern pflegt dann das Wachstum höher zu sein als bei uns und die Arbeitslosenquote niedriger. Aber wie der Lebensstandard etwa der Arbeitslosen ist, an denen ja auch dort kein wirklicher Mangel herrscht, wird nicht gerne mitgeteilt – da nämlich würde der Sozialstaat sehr viel besser abschneiden.

Der «Standort Deutschland» wird seit den 80er Jahren angegriffen, der «Standort Amerika» dagegen steht nicht zur Diskussion. Im Sinne der Idee des «Standorts» ist das Unfug, denn die positive Handelsbilanz hat Deutschland, ganz anders als die USA (und auch andere Zahlen, etwa die Arbeitsproduktivität, sind durchaus günstig in Deutschland).

Es gebe immer weniger zu verteilen, heißt es – in Zeiten eines fast ständig wachsenden Bruttosozialprodukts. Die «Kosten des Sozialstaates» seien zu hoch, heißt es – die Kosten des unsozialen Staates werden nicht erwähnt: auch die USA kennen beträchtliche Kranken- und Rentenversicherungskosten, die britischen Sozialkosten sind gar nicht so gering; der soziale Ausgleich ist es, der dabei weniger oder gar nicht

funktioniert. Und hohe Kosten des unsozialen Staates verursacht die in den USA sehr hohe Kriminalität.

Der Sozialstaat müsse ergänzt werden durch private Vorsorge – wenn aber für den Sozialstaat kein Geld mehr da ist, woher soll dann das Geld für die private Vorsorge kommen? (Es mag freilich sein, daß mangels der Bereitschaft vieler einzelner eine obligatorische Vorsorge kaum mehr durchsetzbar wäre, Wahlmöglichkeiten notwendig würden. Aber warum dazu Privatversicherungen? und was sollen gar obligatorische private Versicherungen?)

Schuld an der Notwendigkeit all jener Einschnitte sei die «Globalisierung», ist zu hören. Nun bedeutet «Globalisierung» nicht etwa, daß alles global würde (was dann zum Spott über die «globalisierte Anti-Globalisierungsbewegung» einlädt), sondern es ist ein Euphemismus dafür, daß die Wirtschaftsmächte globale Freiheit erhalten, die Möglichkeiten und Rechte der Staaten ihnen gegenüber aber global immer mehr beschnitten werden. Diese Globalisierung nun ist keine Naturgewalt und auch nicht einfach eine Folge des Internets, sondern von den wirtschaftsliberal gesonnenen Regierungen der Staaten durch immer neue Freihandelsabkommen selbst ins Werk gesetzt, und zwar nach Möglichkeit unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

Daß so weitgehend der Öffentlichkeit nur das präsentiert wird, was für den Freien Markt zu sprechen scheint, zeigt, daß ihm nicht etwa irrigerweise scheinbare Wohltaten zugeschrieben werden, sondern der Eindruck seiner Überlegenheit propagandistisch gewollt ist.

Zugleich zeigt man sich desinteressiert an den sozial-ökonomischen Problemen, die, von Galbraith schon frühzeitig aufgezeigt, die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg prägen und die vom Freien Markt verschärft werden: der Armut der Öffentlichen Hand bei privatem Reichtum und des Auftretens einer «Einkommensspindel» anstelle der Einkommenspyramide – das heißt, unterhalb der Schicht mit durchschnittlich-geringem Einkommen entsteht eine kleine Schicht von Armen, deren Armut drückend ist, weil ihre Zahl so gering ist, daß sie für jeglichen Markt uninteressant sind.

Dieser Zustand ist keineswegs ein Naturgesetz: noch 1970 gab es in Bundesdeutschland fast gar keine Bettler.

## II. DER QUASI-RELIGIÖSE CHARAKTER DES WIRTSCHAFTSLIBERALISMUS

Wenn nun der Mythos des Freien Marktes eine Täuschung ist, so stellt sich die Frage, ob sie einfach opportunistisch begründet ist – so wie der vielpropagierte Gedanke, daß Margarinekonsum vor Infarkten schütze – oder ob er quasi-religiösen Charakter hat.

Zweierlei religiöse Komponenten zeigt der Wirtschaftsliberalismus: er hat eine Eschatologie; und er hat eine (Quasi-) Moral.

### DIE ESCHATOLOGIE DES FREIEN MARKTES

In einem «Spiegel»-Interview erwartete der damalige EG-Kommissar Narjes vom geplanten EG-Binnenmarkt, daß es zunächst viele Konkurse und darum mehr Arbeitslose geben werde, darauf aber eine Zeit wirtschaftlicher Blüte kommen werde, die von all solchen Problemen befreien werde. Das entspricht ganz der Eschatologie des Kommunismus: nach einer harten Zeit der Diktatur des Proletariats werde das Paradies des Kommunismus kommen.

Das entspricht allerdings durchaus nicht der Eschatologie des Christentums: dieses lehrt uns zwar, das es vor dem Leben der künftigen Welt grausame Zeiten für die Christen und auch die ganze Erde geben werde (wie es ja wirklich vielfach der Fall war und noch ist); aber ihrerseits diese Grausamkeiten in die Wege zu leiten, fordert es keinesfalls.

Die Wirtschaftsliberalen dagegen haben seinerzeit die Mißerfolge der marktwirtschaftlichen Reformen in Lateinamerika damit erklärt, daß das Vorgehen einfach nicht radikal genug sei – die Diktatur des Marktes verlangt also letzte Rücksichtslosigkeit, ebenso wie die des Proletariats. Und da Politiker in der Regel doch irgendwelche Rücksichten nehmen müssen, bleibt die reine Theorie weitgehend davor geschützt, von der Wirklichkeit widerlegt zu werden.

Als aber im ehemaligen Ostblock die marktwirtschaftlichen Reformen versagten, war die Öffentlichkeit bereits so sehr indoktriniert, daß es keiner Entschuldigung mehr bedurfte. Kaum mehr wurde erwähnt, daß die «Asienkrise» der 90er Jahre von jenen Staaten am besten überstanden wurde, die dabei den marktwirtschaftlichen Kommentar ignorierten.

Daß aber ebendiese asiatischen Staaten zuvor ihr beachtliches Wachstum mit einer wenig liberalen Wirtschaftspolitik erreicht hatten, brauchte andererseits nicht erörtert zu werden, weil das bereits vor der Zeit des Neoliberalismus geschehen war.

Und so erträgt man geduldig, wie Wirtschaftsliberale genüßlich ständig neue Grausamkeiten und «schmerzhaft Einschnitte»<sup>1</sup> fordern in dieser Zeit der Diktatur des Marktes; das verheißene Paradies des Kapitalismus aber hat noch niemand je erblickt.

---

<sup>1</sup> Bemerkenswert ist, daß dabei grundsätzlich nicht darüber gesprochen wird, für wen denn diese «Einschnitte» schmerzhaft sein sollen.

## **DIE QUASI-MORAL DES FREIEN MARKTES**

Durch das Wort «Liberalismus» sichtbar, ist Freiheit das moralische Ideal der marktwirtschaftlichen Ideologie. Doch Freiheit des Einzelnen ist keineswegs das Ergebnis.

Die Automobilisierung hat, ganz marktwirtschaftlich, zur Reduktion des Bahnverkehrs geführt – die Freiheit dessen, der mit der Bahn fahren will, wird eingeschränkt. Ebenso eingeschränkt wird nach dem Aufkommen der großen Einkaufszentren «auf der grünen Wiese», die nur mit dem Auto zu erreichen sind, die Freiheit derer, die nicht mit dem Auto fahren wollen – oder sich keines leisten können oder dürfen (Sozialhilfeempfängern entgehen so einige der billigsten Angebote). Und Freiheit wird dem nicht gewährt, der zu der geforderten «Mobilität» und «Flexibilität» nicht geneigt ist.

Von solchen Realitäten läßt sich die Ideologie aber nicht beirren: jegliche Opfer werden als «Modernisierungsverlierer» abgewertet – analog den «Kollateralschäden» der Militärs.

Die Freiheit des Wirtschaftsliberalismus ist die des sprichwörtlichen Dschungels.

## **III. DIE ETHISCHE QUALITÄT DES WIRTSCHAFTS-LIBERALISMUS**

Das quasi-moralische Gesetz des Wirtschaftsliberalismus ist also das «Gesetz des Dschungels». Das läßt fragen, ob sich dieses Gesetz in einem moralisch vertretbaren Rahmen hält.

Wettbewerb ist nichts Schlechtes an sich. Oft ist es notwendig und legitim, zu prüfen, wer der Beste für eine Aufgabe ist, und, auf der anderen Seite, dazu seine Qualitäten zu demonstrieren. Und auch beim Spiel ist es rechtens, um den Gewinn zu konkurrieren.

Hierbei gibt es Verlierer – aber keine Opfer; denn der Beste – unter einem besonderen Aspekt! – ist ja der, der das Beste und Meiste zu geben verspricht. Und am Spiel hat doch auch der Verlierer Freude. Der Modernisierungsverlierer jedoch ist nicht gefragt worden, ob er bei der

«Modernisierung» mitspielen will; und seine – nicht wettbewerbswirksamen – Qualitäten sind nicht gefragt: er ist wirklich Opfer.

Wettbewerb ergibt sich, wenn wirtschaftliche Privatinitiative nicht unterdrückt wird, ganz von selbst. Wirtschaftsliberal ist erst der forcierte Wettbewerb, forciert durch Laisser-faire und LDP-Maßnahmen.

«Leistung» müsse sich wieder lohnen, ist eine beliebte wirtschaftsliberale Phrase. Aber gemeint ist mit «Leistung» in Wirklichkeit stets nur ökonomischer Erfolg – mit welchen Mitteln auch immer dieser Erfolg errungen sein mag. Wer wirklich etwas leisten will, ohne sich am wirtschaftlichen Erfolg auszurichten, findet vor den Augen der Wirtschaftsliberalen keine Gnade.

«Verdrängungswettbewerb» wird oft ganz offen gesagt – auf Latein sagt man «homo homini lupus».

Ohne Rücksicht auf andere den eigenen materiellen Gewinn anzustreben wird dabei quasi-moralisch sanktioniert durch das wirtschaftsliberale Axiom, das sei das dynamische Prinzip wirtschaftlichen Wachstums, darum gemeinnützig.

## HOMO HOMINI LUPUS

«Verdrängungswettbewerb» herrscht also: im Kleinen ist ständig zu beobachten, wie etwa die Zahl kleiner Läden sinkt (und während die Menge der Autos ständig zugenommen hat, sind die Tankstellen immer weniger geworden). Im Großen läuft – bei wachsender Wirtschaft! – die «Pleitewelle»; und immer weniger Große teilen sich die Beute: den Markt. Der Raum für die von der Ideologie eigentlich doch geschätzte Privatinitiative wird immer mehr eingengt. Das Marktprinzip des Wettbewerbs, der alles verbessern soll, zerstört sich selbst, leidet gleichsam an einer Autoimmunerkrankung. Der Nutzen, den die wirtschaftsliberale Theorie dem Freien Markt zuschreibt, wird dadurch schließlich wieder zunichte gemacht. Tatsächlich führt dieses Prinzip zur beherrschenden Stellung der Eroberer<sup>2</sup>.

---

<sup>2</sup> Ich bemerke, wie vieles, was ich schreibe, sehr an jene linken Parolen gemahnt, die mir in meinem Studium ein stetes Ärgernis waren. Aber was kann ich tun, wenn nun die Mächte der Wirtschaft sich seitdem bemühen, jene linken Ideen in die Tat umzusetzen.

Als sinnwidrig erweist sich so die Bezeichnung «Gesetz des Dschungels»; denn der Dschungel läßt eine Fülle verschiedenster Lebensmöglichkeiten zu. Eine treffendere biologische Parallele wäre das Alang-Alang-Gras.

Diese Konzentration wird gern als Vorteil für die Verbraucher ausgegeben; «Tante-Emma-Läden» und ihre Kunden brauchen für den Spott nicht zu sorgen. Aber andererseits wird bei Lebensmittel- und ähnlichen Skandalen die Schuld dem Kunden zugewiesen, weil er stets das billigste Angebot suche.

Keineswegs zunichte gemacht, sondern im Gegenteil verstärkt wird der Wettbewerb dort, wo sie den großen Unternehmen nutzt: bei Kleinunternehmern als Zulieferern, bei Angestellten und Arbeitern, bei staatlichen Instanzen.

Die Lebensbedingungen der Zulieferer und ihrer Angestellten und Arbeiter verschlechtern sich; bei den übrigen Angestellten und Arbeitern sinkt zwar das Einkommen in der Regel nicht (statt dessen werden sie immer weniger), aber ihre Lebensqualität leidet, weil sie angesichts der Arbeitslosigkeit sich zunehmendem Arbeitsdruck wehrlos ausgesetzt sehen. «Das Klima wird rauher» – dieser Eindruck verbreitet sich.

Gemeinden ebenso wie Länder konkurrieren um Firmenniederlassungen, und zwar zumeist bei den Großunternehmen, die Steuern und Arbeitsplätze versprechen – seltener allerdings solche Versprechen halten. «Wirtschaftsförderung» wird betrieben: teure Vorleistungen werden bezahlt, Denkmal- und Umweltschutz hintangesetzt, Steuern gesenkt; und oft gibt es dazu noch Subventionen. Wenn es darum ginge, daß es überhaupt zu Investitionen kommt, könnte noch Sinn darin gesehen werden; weitgehend jedoch geschieht dies alles, damit die Investition nicht in eine andere Gemeinde, ein anderes Land gelangen. Insgesamt wird folglich nichts gewonnen – insofern ein «Nullsummenspiel» –; aber alle müssen die Einbußen tragen. Arbeiter haben immerhin Gewerkschaften; aber es gibt keine Organisationen, die Solidarität der Gemeinden und Staaten untereinander ermöglichen. Übernationale Organisationen bekämpfen allenfalls die Subventionen, beschneiden insgesamt lieber die Freiheit der Staaten als die der Unternehmen. Den Wettbewerb der Staaten, die zu niedrigeren Steuern drängt, hat ein vergangener Finanzminister gar ausdrücklich begrüßt – die Einsparungen gehen dann zu Lasten der Bürger.

Immer wieder fordern Politiker Subventionskürzungen, sabotieren ihr Projekt aber gleich wieder, indem sie über die Wirtschaftsförderung hinaus den

Begriff soweit fassen (sogar die Pendlerpauschale ist schon als «Subvention» angeführt worden), daß es undurchsetzbar wird.

## **DER TOTALITARISMUS DES FREIEN MARKTES**

So ist der Freie Markt Ursache, «aitía», von Schlechtem. Jedoch: führt er geradezu zu Bösem, ist er wirklich «archè kakoû»?

Er ist totalitär: er zwingt zu Wettbewerb – Wettbewerb scheint, vom Schulalter an, zur offen eingeforderten quasi-moralischen Norm zu werden –; und er belohnt dabei und fordert oft gar Skrupellosigkeit. Insbesondere Unternehmer sind betroffen: Wenn sie gute und nicht nur marktgängige Produkte herstellen wollen (wie der Verleger, der mit dem Ertrag von Massenware den Druck guter Bücher finanziert), wenn sie ihre Arbeiter und auch die Zulieferer angemessen bezahlen und keinesfalls wegrationalisieren wollen, wenn sie zudem verantwortbare Produktionsbedingungen gewährleisten wollen – den Arbeitern, der Umwelt und den Kunden gegenüber (letzteres regelt ja der Markt nicht, wie die regelmäßigen Lebensmittel- und ähnlichen Skandale zeigen) –, geraten sie schnell in Gefahr, von weniger gewissenhafter Controllerbewehrter Konkurrenz «vom Markt gefegt» zu werden. So entsteht ein Zwang zum Bösen. Es sind die vom Wirtschaftsliberalismus so gern abgebauten Regulierungen, die (soweit sie sinnvoll sind) die Freiheit schützen: die Freiheit desjenigen Unternehmers, der gewissenhaft handeln will.

## **SCHLUSS: WARUM GIBT ES DEN WIRTSCHAFTSLIBERALISMUS?**

Der Wirtschaftsliberalismus hatte seinen Ursprung in der angelsächsischen Aufklärung; sein erster großer Propagator, Adam Smith, war eng verbunden mit David Hume, einem der Urväter des modernen materialistischen Atheismus. Seine Ideologie will daher an die Stelle eines transzendent begründeten Ethos treten; sie ist also genuin atheistisch.

Für den, der das christliche Ethos unbeachtet läßt, für den überhaupt Liebe, Schönheit und Erkenntnis keine zentralen Lebensideale sind, für den mag an deren Stelle die Selbsterhöhung durch äußeren Besitz, die unbeschränkte Jagd nach Reichtum treten. Dies ist Götzendienst (Col. 3, 5); und für diesen Götzendienst ist der Kult des Freien Marktes eine geeignete Ausgestaltung. Dieser Götzendienst gibt sich auch als Ziel, «péras», des Bösen zu erkennen.

Und natürlich hat der Freie Markt Macht. Es ist die Macht des Stärkeren, die er ja hegt und pflegt. Wer immer dem Freien Markt entgegentritt, hat mächtige Feinde in diesen Starken. Daß jedes Auftreten gegen diese Macht schwer ist, heißt freilich nicht, daß es unnötig oder unnütz wäre.